

**Dok.Fest: „Forman vs. Forman“ richtet sich an cinephile Fans des tschechischen Regisseurs**

Mit einem gewaltigen Kraftakt reißt der „Häuptling“ den Waschtisch aus dem Boden. Und noch während das Wasser über die Fliesen strömt, wankt der Hüne von einem Mann weiter, schleudert ihn durch ein vergittertes Fenster. Seine Flucht durch die Nacht und damit auch die gewaltsame Rückeroberung der Freiheit gegen die Obrigkeit, das System. Sie bleibt jedem im Gedächtnis, der „Einer flog über das Kuckucksnest“ kennt, diese oscar-gekrönte Anklage gegen die inhumane Behandlung von psychisch Erkrankten.

Die geistige und körperliche Entfesselung des „Häuptlings“ steht auch stellvertretend für das bewegte Leben des Regisseurs dieses filmischen Meilensteins, Miloš Forman. Helena Tretíková und Jakub Hejna gehen in ihrem stimmigen Porträt des zweifachen Oscarpreisträgers keine Risiken ein. Streng chronologisch werden die einschneidenden Erlebnisse im Leben von Miloš Forman nacherzählt – immer im Hinblick auf die Parallelen in seinen filmischen Arbeiten.

Auf Interviews mit persönlichen Weggefährten und Einschätzungen von Filmhistorikern wird dabei verzichtet. Was sicher auch daran liegt, dass über den 2018 im Alter von 86 Jahren verstorbenen Regisseur erstaunlich viele Bewegtbilder, darunter auch Homestories und eine Autobiografie, vorliegen.

Aus dem Off werden Formans persönliche Einlassungen von seinem Sohn Petr vorgelesen und dabei mit kurz-



Dream-Team von „Einer flog über das Kuckucksnest“: Regisseur Miloš Forman zwischen „Martini“ Danny DeVito (links) und „Randle Patrick McMurphy“ Jack Nicholson. Foto: Dok.Fest

## Chaotischer Alleskönner

prägnanten Filmausschnitten aus Formans Oeuvre kontrastiert. Was der Dokumentation dann auch einen klaren Rahmen gibt.

Eine tiefergehende Filmanalyse oder auch einen unverstellten Blick auf Formans turbulenten Privatleben (Drei Ehen, zwei Zwillingskinder) finden sich dagegen nicht. Konfrontiert wird der Zuschauer vielmehr mit einem eloquenten, aber auch eigenwilligen

Künstler, dem wahrlich nichts in die Wiege gelegt wurde. Die Eltern, Hotelbetreiber, starben früh im KZ, während der Waise Miloš von einer Familie zur nächsten geschoben wurde – bis er sich im Internat mit dem späteren Ministerpräsidenten der Tschechoslowakei, Václav Havel, anfreundete.

Sie beide eint der Abnutzungskampf gegen die Doktrin der kommunistischen Partei, die sowohl einer künstlerischen

als auch politischen Entfaltung entgegenwirkte. Dennoch gelang es der Neuen Welle tschechischer Regisseure, mit dem Vorbild des italienischen Neorealismus im Hinterkopf, eine Wahrhaftigkeit im Kino der 60er Jahre zu erzeugen, die auch in den USA und auf Festivals Gehör fand.

Dieses Selbstbewusstsein eines jungen Wilden trägt Forman dann auch im Interview in Cannes zur Schau, als er nur

mit einer Badehose bekleidet von der Freiheit als Filmemacher schwärmt. Die löst sich allerdings sofort in Luft auf, als der Prager Frühling vom Warschauer Pakt brutal niedergeschlagen wird und Forman mit seiner Familie in Paris Asyl findet.

Dank seines Erfolgs mit der Satire „Der Feuerwehrball“ bekommt der Filmemacher bald Aufträge in Hollywood, obwohl der dortige Erfolgsdruck auch

zwischenzeitliche Lebenskrisen auslöst.

Was Forman jedoch immer auszeichnet ist eine gewisse Selbstironie, eine gesunde Distanz zur eigenen Arbeit, die auch ein schönes Zitat zu seinem Meisterstück „Amadeus“ belegt. „Ich habe mich immer mit Salieri und seinem Mittelmaß identifiziert. Mozart, das waren für mich Bergman, Fellini, Antonioni.“

Florian Koch

## „Der Himmel ist blau. Ich auch“

**Dok.Fest: „Ich habe in Moll geträumt“ ist das anrührende Porträt des vergessenen Schwabinger Dichters Walter Rufer**

Viel Liebe ist in der intimen Szene, wenn der Mann seine schlafende Geliebte betrachtet und sieht, wie ihr eine Träne über die Wangen rinnt. Gefragt, warum sie im Schlaf weinen musste, erklärt sie: „Ich habe in Moll geträumt“. Da der junge Mann ein Dichter ist, wird dieser Satz Teil seines literarischen Werks und ist der Titel eines Dokumentarfilms. Der

Schweizer Fotograf und Filmemacher Ueli Meier hat die Spuren von Walter Rufer verfolgt und das anrührende Porträt eines Vergessenen geschaffen.

Walter Rufer gehörte zur Schwabinger Bohème in deren letzten Jahren. Anders als Oskar Maria Graf oder Frank Wedekind kannte ihn kaum jemand. Mitte der 1960er-Jahre verschwand er aus München und in Meiers Film berichtet seine Witwe Margit von ihrer Überraschung und auch von dem Zorn, den sie empfand, als sie 2007 in einem Zeitungsbericht las, ihr Mann gelte als verschollen. Das war keinesfalls so, erklärt die resolute Zürcherin, sondern Walter Rufer ar-

beitete, unter anderem, für den Brückenbauer, den Vorläufer des heutigen Migros-Magazins.

In dieser Zeit war er Familienvater mit zwei Kindern, für die der Vater aber nur eine ferne Erinnerung ist. Das Schwabinger Trinkerleben zwischen Korn zum Frühstück und unzähligen Halben Helles bis zum nächsten Morgen hatte auch seinen Preis: Sara und Urs waren noch sehr jung, als ihr Vater 1975 im Alter von nur 44 Jahren an Leberzirrhose starb.

Rund 30 Jahre später fanden die beiden Musiker Andreas Stähler und Jörg Witzigmann das Bändchen „Der Himmel ist blau. Ich auch“, das 1963 veröffentlicht worden war. Die Dos-

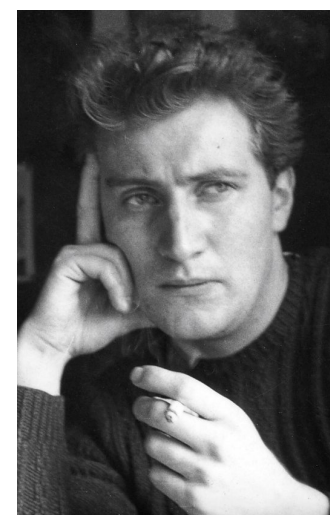
Hermanos lasen bei ihren Konzerten daraus und bereiteten ihrem Publikum damit so viel Vergnügen, dass das Werk zusammen mit einer CD wieder veröffentlicht wurde.

Es enthält „Schwabinger Tagebücher“ in leichten, lakonischen Endreimen – zumeist in Dur handeln sie vom Lifestyle vom morgendlichen „Liegenbleiben, um die Zeit zu vertreiben“, über exzessive Kneipenabende bis zum unvermeidlichen „Katerkatarrh“. Diese mal heiter pointierten, mal leicht melancholisch verdunkelten Miniaturen sind das Einzige, was er publizieren konnte. Der Film zeigt auch seine Familie, wie sie kistenweise ungespiel-

te Theaterstücke und von den Fernsehanstalten abgelehnte Drehbücher sichtet.

Der 2017 gestorbene Günter Gallas, Zechkumpan der frühen Tage und späterer TV-Redakteur, erinnert sich, dass Rufer bei den Verlagen zu früh aufgegeben habe. Gabriella Lorenz, frühere Kulturredakteurin der Abendzeitung, hatte ihn im Haus der befreundeten Verlegerfamilie Romstoeck getroffen. Dass deren Sohn Andrej ein weiterer Sohn von Walter Rufer sein könnte, wird zumindest nicht ausgeschlossen.

Für sehr unwahrscheinlich hält Lorenz hingegen den Wunsch Rufers, dass ausgerechnet ein „Scherzartikel“ wie



Dichter Walter Rufer. Foto: Dok.Fest

die „Schwabinger Tagebücher“ seinen Nachruhm prägt. Aber „es war leider das Beste, was er geschrieben hat“.

Mathias Hejny

## Mutter und Monster in einem

**Dok.Fest: „Who's Afraid of Alice Miller? zeigt die Psychoanalytikerin auch mit ihrer gefühlkalten Seite, die so gar nicht zu ihren Büchern passt**

Es ist uns beiden offensichtlich nicht gelungen, uns gegenseitig verständlich zu machen seit 46 Jahren. Lass' uns jetzt trennen, wie erwachsene Menschen es tun, wenn sie merken, dass es ihnen unmöglich ist, zu kommunizieren“.

Das schrieb die weltberühmte Psychoanalytikerin Alice Miller an ihren Sohn Martin. Harte Worte, aber in anderen Schriftstücken eifert sie noch schlimmer „ich sehe, wie kaputt du bist“, oder formuliert den Vorwurf „Du bist leider ge-

worden wie dein Vater, mein Peiniger“.

Martin Miller, geboren 1950 in der Schweiz und als Therapeut tätig, leidet heute noch an den Folgen der symbiotischen Beziehung zu seiner gefühlkalten Mutter, die ihn fast in den Suizid trieb.

Die Autorin, die in ihren Büchern „Das Drama des begabten Kindes“ und „Die Suche nach dem wahren Selbst“ mit der traditionellen Pädagogik abrechnete und sich gegen das Schlagen von Kindern aussprach („Schlagen ist eine lebenslängliche Schädigung“), an Papst und Politiker Briefe verfasste, schaute ungerührt zu, wenn ihr gewalttätiger Mann, der Soziologieprofessor Andrzej Miller, den Jungen bis zum Alter von 16 fast täglich verprügelte und demütigte.

Eine Frau mit zwei Gesichtern: Die 1923 in Polen als Tochter jüdischer Eltern geborene Alice Miller wanderte mit ihrem künftigen Mann nach dem Krieg in die Schweiz aus, studierte bei Karl Jaspers Philosophie und promovierte, ließ sich in Zürich als Psychoanalytikerin ausbilden.

Auf ihren Spuren setzt sich der Sohn mit seiner Cousine Irenka Tourek, bei der er die ersten Monate nach der Geburt verbrachte, später kam er in ein Heim und erst als Fünfjähriger zu seinen Eltern. Regisseur Daniel Howald begibt sich mit den beiden auf eine Reise in die Vergangenheit, bei der sich Martin mit seinen seelischen Verletzungen auseinandersetzt und versucht, die komplizierte Familiengeschichte mit Eltern, Geschwistern und Verwandten

zu verstehen und dadurch auch den Gegensatz im Wesen der Mutter.

Die Recherche führt in die USA, nach Warschau und Berlin, kleineren Orten in Polen. Durch viele Gespräche u. a. mit Alice Millers jungem Therapeuten Oliver Schubbe in Berlin, kristallisiert sich das Bild einer in sich widersprüchlichen Figur heraus, die im von Nazis besetzten Warschau ihre Identität verleugnen musste und ihre schrecklichen Erfahrungen und verdrängten Kriegstraumata auf das Kind projizierte, ein Feind für sie.

Bis zu ihrem Tod 2010 in Südfrankreich litt sie unter dem Holocaust-Trauma – wie so viele Holocaust-Opfer, bei denen nach Ende des Krieges der Krieg im Unterbewusstsein weiter ging. Sie transferieren



Schwieriger Fall: die Psychoanalytikerin Alice Miller. Foto: SwissDok

das Leid an die nachfolgende Generation ohne Bezug zur Realität und den Ängsten der Eltern.

Davon handelt auch Martins Buch von 2013 „Das wahre Drama des begabten Kindes. Wie verdrängte Kriegstraumata in der Familie wirken“. Der Film schlägt mit intensiven Gesprächen und nie langweiligen „talking heads“ den Bogen von

der Historie zur Gegenwart, zum persönlichen Drama der Familien, in denen nach dem Krieg das Wort Jude tabu war, Schweigen, Verleugnen und Schuldgefühle einen Neuanfang erschweren. Auch wenn Leerstellen bleiben, es gelingt ein Stück Trauerbewältigung. Und in einem Moment fällt sogar das Wort Liebe zur Mutter.

Margret Köhler